GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Queeres Farbebekennen

Degele, Nina

2005

https://doi.org/10.25595/1711

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Degele, Nina: *Queeres Farbebekennen*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 11 (2005) Nr: 17, 311-316. DOI: https://doi.org/10.25595/1711.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Nina Degele

Queeres Farbebekennen

Tagungen produzieren selten handfeste Ergebnisse. Oft bleibt das Gefühl zurück, nichts Aufregendes erfahren zu haben oder eher verwirrt als mit neuen Einsichten nach Hause zu gehen. In dieser Hinsicht war das internationale Kolloquium zu queeren Perspektiven in Kultur- und Sozialwissenschaften der *Gender Studies* in Basel erfrischend anders: *Queer* ist nicht gleich *queer*, die *Queer Studies* sind ein umkämpftes Terrain, wo so unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse, Stile und Standpunkte in einer Weise aufeinander prallen, dass sie trotz gegenteiliger Absichtserklärungen gänzlich unvereinbar miteinander erscheinen. Dies – das ist sicherlich die greifbarste Ausbeute – manifestiert sich in den deutlich zu unterscheidenden methodischen und damit auch theoretisch angeleiteten Zugängen zu gesellschaftlicher Wirklichkeit. Man könnte sich darüber freuen. Stattdessen endete die Veranstaltung mit dem unguten Gefühl eines aneinander Vorbeiredens und Missverstehens, vielleicht auch mit dem Eindruck, sich letztlich nichts zu sagen zu haben. Das ist schade. Wenn ich im Folgenden nun einige Linien der Differenz wie auch Möglichkeiten einer Annäherung in groben Strichen skizziere, tue ich das selbstredend nicht in einem luftleeren und interessefreien Raum. Wie sollte das auch gehen? Mein Standpunkt ist konstruktivistisch unterfüttert, modernisierungstheoretisch orientiert und operiert in heteronormativitätskritischer Absicht. Locker angelehnt an Pierre Bourdieus Überlegungen zur Verbindung von Theorie, Methodologie und Empirie sowie von Strukturen und Prozessen geht es mir darum, Phänomene in ihrer empirischen gesellschaftlichen Gebundenheit und Bedingtheit zu untersuchen (ausführlicher dazu vgl. meinen Aufsatz *Heteronormativität entselbstverständlichen* in diesem Band). Und letztlich ist meine Position eine optimistische.

Was ist *queer* und wer gehört dazu

Das Basler Kolloquium mühte sich immer wieder mit der alles andere als originellen Frage ab, was *queer* eigentlich heißen möge. Zugespitzt formuliert: Wer hat warum Definitionsmacht über *queer*? Das birgt auch und gerade aus einer *queer*-theoretischen Perspektive jede Menge Zündstoff. Denn die akademischen Macht- und Positionskämpfe sowie das Ringen um Anerkennung der *Queer Studies* folgen – wie in der ‚normalen' Wissenschaft auch – der Logik territorialer Kämpfe. So gab es in Basel die schon und die noch nicht Etablierten, die geisteswissenschaftlich orientierten *Cultural Studies* und die bodenständigen Sozialwissenschaften, die in der Konferenzsprache Englisch Eloquenten und die sprachlich Unsicheren. Auffällig war auch ein Missverhältnis, das die *Queer Theory* wie ein roter Faden durchzieht, nämlich die Ablehnung einer Definition und begrifflichen Präzisierung der eigenen Wissenschafts- und Forschungspraxis. Es scheint, als gäbe es nichts Schlimmeres, als ein offenes, fließendes und schillerndes Konzept wie *queer* durch eine begriffliche Fixierung und Schließung seiner Intention des Verstörens, des Uneindeutigen und Wandelbaren zu berauben: „attempting to define what queer is (...) would be a decidedly un-queer thing to do"[1]. Das ist eine bequeme Haltung. Denn *queer* ist im Zweifelsfall immer das, was man nicht benennen kann und will. Aber was ist eigentlich so schlimm daran, Farbe zu bekennen? Mit der nicht-fixierenden Vorsicht ist umgekehrt nämlich schnell Schluss, wenn es darum geht, wer zur *queer community* gehört und wer draußen bleibt. Zuschreibungen wie Kulturimperialismus, funktionalistische Rationalisierung, politische Ignoranz und Methodenfetischismus sind schnell bei der Hand, wenn es um die Schelte vermeintlich *un-queerer* Ansätze geht. „Wie *queer* muss ich sein, damit ich hier etwas sagen darf?" war ein verzweifelter Aufschrei einer Diskutantin, die der queeren Definitionsmacht zum Opfer gefallen war. Könnte es auch anders gehen?

Queere Theorien

Michel Foucault und Judith Butler, das sind die beiden Namen, die für eine *theoretische Grundlegung* von *queer* und daran geknüpfte Dekonstruktionsübungen mindestens fallen (müssen). Während Foucault Sexualität historisch-genealogisch als moderne Erfindung rekonstruierte, entkleidete Butler das ontologische Dreigestirn von biologischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und sexuellem Begehren seiner vermeintlich natürlichen Grundlagen und wies den ‚Originalmodus' von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als diskursiv konstruiert aus. Entsprechend waren diese beiden theoretischen Schwergewichte während des Basler Kolloquiums auch durchgängig präsent – sei es bei Diskursen zu Bisexualität, zu hetero- und homosexuellen Familien oder auch zur *Drag King* Szene.

Natürlich haben auch diese beiden CheftheoretikerInnen eines queeren Programms ihre blinden Flecken: Butler etwa wandert auf dem Grat eines diskursiven Reduktionismus, der materiale Strukturen verfestigter gesellschaftlicher Diskurse schlicht nicht mehr ernst nimmt und gesellschaftliche Machtverhältnisse in Sprache auflöst, Foucault blendet – darauf hat die feministische Kritik hingewiesen – das Verhältnis der Geschlechter und damit die Bedeutung von Geschlecht aus. Nicht schlimm, möchte man meinen, das lässt sich korrigieren. Das könnte dann aber beispielsweise heißen, diskurstheoretische Ansätze um die Analyse gesellschaftlicher (z.B. kapitalistischer) Strukturen und Institutionen oder um ethnomethodologische Beobachtungen der *Prozesse* des *doing gender* oder *doing* sexuality zu erweitern. Es geht mit anderen Worten um einen Schuss Empirie, der neben die Analyse symbolischer Deutungsmuster zu treten hat – und davon zu unterscheiden ist. Ebenso ist der von Foucault ins Zentrum gestellte machttheoretische Zugang nicht der einzige Weg einer gesellschaftskritischen Analyse und schon gleich gar nicht als sakrosankte Prämisse für die Forschung tauglich. Denn es sollte immer noch die Empirie und nicht die Vorentscheidung der Forschenden sein, die den Forschenden sagt, in welcher Weise Geschlechter, Sexualitäten, wissenschaftliche Disziplinen und Alltagsphänomene durch Machtprozesse konstruiert, verursacht, bedingt, beeinflusst oder davon gar nicht berührt werden. Entsprechend sollten Wirkungszusammenhänge wie (Kreis)Kausalitäten, Funktionalitäten, Korrelationen, Wechselwirkungen oder auch Nichtlinearitäten (was sich je nach Phänomenbereich und Untersuchungsinteresse etwa systemtheoretisch, ethnomethodologisch oder auch symbolisch-interaktionistisch beschreiben lässt) gleichermaßen in Betracht gezogen werden und ihren Platz in einem queeren Theoriebaukasten finden und haben.

Queere Methodologie

Herrscht schon kein Einvernehmen über die ‚zugelassenen' theoretischen Unterbauten von *queer*, ist auch keine Übereinstimmung bei der *methodologischen Frage* zu erwarten, in welcher Weise die verwendeten Theorien in Forschungspraxis zu überführen seien. So desolat ist die Lage freilich nicht: *Queer* bedeutet ja auch ein kritisches Durchdenken der eigenen Grundlagen, „eine Voraussetzung in Frage zu stellen"[2]. Das Hinterfragen von Begriffen und Grundlagen indes ist kein Selbstzweck, die Begriffe sollen forschungspraktisch verwendbar sein. Dekonstruktion ist also etwas anderes als Destruktion, wo von begrifflichen Grundlagen nichts mehr übrig bleibt und die Tätigkeit des ‚Begriffe Auseinandernehmens' nach getaner Arbeit endet. So etwas mag auch der queerer Umtriebe sicherlich unverdächtige Jürgen Habermas[3] gemeint haben, wenn er das Auseinandernehmen und Neuzusammensetzen von Theorien zu dem von ihm favorisierten Verfahren der Rekonstruktion erklärt. Destruktiv (oder destruktivistisch?) würde Forschung, wenn sie sich ihrer begrifflichen Grundlagen gänzlich beraubte, beispielsweise aus Angst, die

verwendeten Begriffe nicht trennscharf verwenden zu können, damit Ausschlüsse zu produzieren oder wichtige Phänomene nicht einzufangen.

Dieser Eindruck entstand etwa bei den Diskussionen zu queeren Familien, zu Inter- und Bisexualität: Völlig richtig, legitim und notwendig ist selbstredend die Frage, was denn mit diesen Begriffen noch gemeint sei – will man einem heteronormativ geprägten Alltagsverständnis nicht auf den Leim gehen. Nicht aus dem Blick geraten sollte dabei aber zweierlei: Erstens gilt es mit der Wahl von Begriffen auch die Bedeutungshorizonte des Untersuchungsgegenstandes (und das sind in diesen Fällen vor allem die subjektiven Sinnhorizonte von InterviewpartnerInnen) zu berücksichtigen und auch ernst zu nehmen. Das ist von der Analyse des gesellschaftlich geprägten symbolischen Deutungsrahmens, also der Diskurse um queere Familien, Inter- und Bisexualität analytisch zu trennen, tritt empirisch aber in verschränkter Weise auf. Zweitens geht es in solchen Forschungsprojekten immer auch darum, empirische Forschung (und nicht etwa eine literarische Sekundäranalyse) betreiben zu können. Genau dort sehe ich die Gefahr, dass sich *queer*-theoretisch motivierte Forschung in nicht endender Dekonstruktionsarbeit selbst blockiert – dass sie im Schreiben des Vorworts stecken bleibt und nie zum eigentlichen Buch kommt.

Queere Methoden?

Ich will beim Verfahren der Dekonstruktion bleiben. Denn eine Methodologiediskussion ist von der Diskussion um adäquate *Methoden* nicht zu lösen. Beim dekonstruktivistischen Geschäft geht es immer auch um Verstörung, Umstürzen etablierter gedanklicher Ordnungen und Hierarchien und Verhältnisse. Wenn dabei der Schwerpunkt auf einer Durcharbeitung, Zerlegung und Kritik von Theorien, Konzepten wie auch von sozialen und kulturellen Phänomenen liegt, müssen die Maßstäbe der Angemessenheit andere sein als bei Forschungen in empirischer Absicht. Es mag charmant klingen, sich ohne die mitunter mühsame Aneignung von Methodenkompetenzen wagemutig ins Feld zu stürzen oder gleich auf eine methodologisch abgeleitete Begründung und Verwendung der eigenen Forschungspraxis zu verzichten. Mit einem Aufruf zum hemdsärmligen Umgang mit den unterschiedlichen, zur Verfügung stehenden Methoden und zum Ausweichen auf Anekdoten (weil sie leicht zugänglich sind?) ist für empirische Forschung indes wenig gewonnen. Trifft man sich auf einem kleinsten gemeinsamen Nenner bemühten Dilettierens, kann dieser Schuss nach hinten losgehen. Denn der subversive Aufruf zur *intellectual infidelity* rüttelt ja nicht nur an der Legitimität disziplinärer Grenzen, Hegemonien und Machtverhältnisse wie auch unterschiedlicher Methodenverständnisse. Er arrangiert sich mit einer nach wie vor ausbleibenden Anerkennung in einem wissenschaftlichen Feld, das immer noch durch Disziplinen geprägt ist und in Zukunft (als Grundlage inter- und transdisziplinärer Wissenschaftsströmungen) noch weiter bestehen bleiben wird. Ich bezweifle – und das halte ich für entscheidender −, ob sich vor dem

Hintergrund methodischen Jonglierens besseres Wissen generieren lässt. Hier sollten die *Queer Studies* Farbe bekennen, wie ernst es ihnen mit Wissens*produktion* und nicht nur mit Wissens- und Wissenschaftskritik ist. Denn ein gegenstandsadäquater Zugang erfordert die Verwendung entsprechender Methoden, die wiederum eines unterschiedlichen Aneignungsaufwands bedürfen. Die Anerkennung dieses Sachverhalts gehört zu einem respektvollen Umgang miteinander, wofür *queer* schließlich auch steht.

Anmerkungen

1 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 43.
2 Judith Butler: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne'", in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser: *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S.31-58.
3 Jürgen Habermas: *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*, Frankfurt/M. 1976.